

# Die rote Fahne

Nr. 5

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

## Rot

Die rote Fahne wieder  
Heb' ich in heller Blut,  
Ein Strom jungfrischer Lieder  
Geht brausend durch mein Blut.  
Zerrissene Ketten fallen  
Mir klirrend von Hand und Fuß:  
Euch, meinen Brüdern allen,  
Biet' ich den Freiheitsgruß.

Ich hab' ihn selbst durchrungen,  
Den harten Kampf der Zeit;  
Meine Laute war zersprungen  
Von rauhem Stoß und Streit.  
Mit schwielenfesten Händen  
Hab' ich sie neu bespannt  
Mein Volk, nun will ich senden  
Dir meinen Gruß ins Land:

Ich knie an Deinem Lager,  
Zertret'ner Proletar,  
Dein Antlitz, fahl und hager,  
Stell' ich den Sternen dar.  
Freiluft in Deine Stuben!  
Geh' lachend in den Tod —  
Ich hebe Deinen Buben  
Ins leuchtende Morgenrot!

Durch schweigende Wälder schreit' ich,  
Ich lausche der Wogen Gebräus;  
Ueber schwangere Felder breit' ich  
Die Hände segnend aus.  
In Gärten, die zertreten,  
Führt mich der flüchtige Lauf  
Da blühen auf allen Beeten  
Die roten Nelken auf.

All', wo ich Samen streue,  
Grüßt mich das heilige Rot,  
Das durch des Himmels Bläue  
Als Flammenzeichen droht,  
Das tief im Menschenberzen,  
Ein heißer Blutstrom bebt,  
Und über dem Meer der Schmerzen  
Als loderndes Banner schwebt!

Die rote Fahne wieder  
Fass' ich mit festem Mut:  
Wildrosige Freiheitslieder  
Brausen durch mein Blut.  
Ein Hallen und ein Dröhnen  
Kommt weither über Land —  
Der Freiheit starken Söhnen  
Reich' ich die Schwesterhand.

(Aus: „Sturmlieder vom Meer“,  
Stuttgart, J. G. C. Neumann, 1907.)

Clara Müller



# Ein Sturmvogel.

Roman von Bernt Lie.

(Fortsetzung.)

Kasper schritt den Strand entlang, in einem weiten Bogen um die Gesellschaft herum, die immer noch lachte, spielte und sang.

Eines von den Booten lag an einem großen Stein angebunden. Er machte es los, sprang hinein, ergriff die Ruder und ruderte auf das Festland zu, ohne von den anderen gesehen zu werden.

Der Schaum spritzte zu beiden Seiten des Buges empor. Er nahm seinen Kurs quer über die breite Flußmündung und landete am Quai auf der anderen Seite.

In langem, regelmäßigem Bogen dehnte die Strandfläche sich hier bis zu der dunklen Anhöhe hin, deren höchste Kiefern sich in wunderlichen, scharfen Formen gegen den brandroten Abendhimmel abzeichneten. Durch eine Spalte in der Schärenkette drang das offene Meer herein und warf seine Wellen gegen den weißen leuchtenden Sand.

Er folgte der Strandlinie und ging in dem feuchten, festgedrückten Sand weiter. Dann und wann mußte er rasch beiseite springen, wenn sich plötzlich eine Welle schäumend und zischend auf seinem Weg emporbäumte. Aber dann ging er jedesmal wieder so weit wie möglich an den Strand hinab.

Draußen war das Meer ruhig und glatt, nur hier drinnen vernahm man deutlich seinen Pulsschlag in dem langgezogenen, einförmigen Brausen, mit dem die Wogen über die Dünen hinwegjagten. Wie ein langer Seufzer klang es jedesmal, wenn wieder eine Welle gegen den Strand prallte und zischend bis zum anderen Ende des Bogens hinüberlief.

Es sind tausend verschiedene Laute in diesem Meeresbrausen. Aber durch alle hindurch hörte Kasper Bugge immer wieder ihre Stimme, ihre Lachen, ihre leichten Aufschrei, wie sie damals so manches Mal den Strand entlang gegangen waren und immer so, wie er jetzt hier ging — so nah am Wasser wie nur möglich. Und während er so dahinschritt, ging er noch einmal den Märchenweg seiner Kindheit und Jugend. Draußen das weite offene Meer und hier drinnen der Strand mit all den seltsamen Sachen, die man hier finden konnte — der bleichgrüne Strandhafer und der gelbe Sand — eine Welt für sich, die zwischen der langweiligen Flußmündung und der dunklen Höhe dort drüben eingefeilt lag. — Hunderte von Meilen lagen hier zwischen seiner Heimat und der Wirklichkeit.

Zahllose Erinnerungen tauchten bei jedem Schritt vor ihm auf, flüchtig wie tanzende Rücken. Nur ein Bild blieb immer daselbe und löschte alle anderen wieder aus, sie flossen alle in diesem einen zusammen.

Ihr Bild, wie sie mit leicht emporgerafftem Kleid vor ihm hertrippelte mit ihrem festen und doch so leichten Schritt, der kaum eine Spur im Sande zurückließ.

Nun näherte er sich der Anhöhe, bog seitwärts ab, schlug den Fußweg ein und war plötzlich mitten in dem tiefen, dunklen Fichtenwald. So düster und still war es hier. Seine eigenen Schritte klangen ihm, als ob der Boden unter den Fichtennadeln hohl sei. Und jetzt lief er immer eiliger vorwärts. Immer weiter. Ueber den Hügel hinunter, dann wieder am Strande entlang und dann wieder durch Fichtenwälder, bis er endlich an dem weißen Gitter vor Konsul Krentz' Garten stand.

Die Vorderseite des hochgelegenen Hauses ging auf das Meer hinaus, dessen Glanz noch tagklar darüber hinleuchtete. Aber über dem Giebeldach mit den zwei Fenstern spannte schon der Abend Schatten seinen dunklen Schleier.

Hinter dem Hause stand ein Espenwäldchen wie ein leichtbewaffneter Vorposten gegen den dunklen schweren Wald. Die Blätter bebten in dem leichten Lufthauch, es war, als ob hier hinten alles schon vor der herannahenden Nacht zitterte, während es vorn vor dem Hause noch so festlich hell war, über dem wilden Wein, dem Rasen, den weißen Kieswegen und den Rosenhecken und weiterhin über das unendliche Meer und den Himmel.

Droben am Waldestrand lief eine kleine Hecke entlang neben dem schmalen Weg, der zur Küche führte. Und Kasper Bugge ging die altbekannten Wege über den Rasenplatz und blieb dann unter den Fenstern der oberen Etage stehen.

Oben war Licht, die Fenster standen weit offen und man sah einen menschlichen Schatten, der sich hin und her bewegte.

Das war ihr Zimmer. Morgen sollte sie abreisen, wahrscheinlich packte sie jetzt ihren Koffer. So stand er eine Zeitlang und sah hinauf.

„Dagmy!“ rief er dann mit gedämpfter Stimme. Und jetzt war es, als ob jede Bewegung ringsumher aufhörte, selbst das Espenlaub rührte sich nicht mehr. Und auch dort oben in ihrem Zimmer wurde es still.

Einen Augenblick später könnte noch einmal sein leiser Ruf durch die tiefe Stille:

„Dagmy!“

Und nun trat ihre hohe schlauke Gestalt an den niedrigen Fenster Sims. Wie eine schwarze Silhouette hob sie sich gegen den erhellten Innenraum ab.

Er starrte darauf hin und allmählich löste sich ihr Gesicht immer klarer aus dem Dunkel heraus. Er erkannte ihre Augen, die auf ihn hernieder sahen. Stumm und regungslos wie eine Säule stand sie da. Lange Zeit.

„Dagmy, komm herunter zu mir.“

Sie blieb noch eine Weile stehen, dann wandte sie sich um und verschwand.

Er hörte, wie oben die Tür geöffnet und dann wieder geschlossen wurde. Nun ging er den Kiesweg entlang und näher auf das Haus zu, ins Gelle hinein.

In der anderen Ecke des Gartens war eine Gliederlaube, wo sie in alten Zeiten immer zusammen gesessen hatten. Dorthin ging er jetzt halb unwillkürlich. Am Eingang blieb er stehen und wartete. Sie sah ihn gleich, wie sie auf die Verandatreppe heraustrat und kam ruhig durch den Garten auf die Laube zu.

Hoch und stolz schritt sie dahin. Der Abendschein vergoldete ihr schwarzes Haar, und ihr vornehm geschnittenes Gesicht leuchtete in bleichem Licht. Ihr Ausdruck war hart, fast zornig, während die großen, tiefblauen Augen unter zusammengezogenen Brauen hervordunkelten. Sie kam daher wie ein tiefgekränktes Weib, das fragen will, was der fremde Mann auf ihrem Gebiet zu tun hat.

Und mit jedem Schritt, den sie vorwärts tat, kam die Wahrheit kälter und ruhiger über ihn. Ihr ganzes Aussehen war nur eine einzige Bestätigung von Andreas Meerdrums Worten. Und wie nie zuvor, wie niemals in all den Jahren wußte er, daß er sie liebte.

Mit dem Augenblick, wo er Andreas verlassen hatte, während der langen Wanderung hierher und jetzt, wo er sie auf sich zukommen sah, war die Liebe zu ihr in ihm aufgegangen, immer tiefer und mächtiger. — Da stand er nun und fühlte es so klar und bestimmt, so gewiß wie er wußte, daß jeder Schritt, den sie tat, sie in Wirklichkeit weiter von ihm entfernte.

Zu einiger Entfernung von ihm blieb sie stehen und sie blickten sich schweigend an.

„Dagmy,“ sagte er schließlich, ganz still und traurig, „wie bist Du schön geworden, groß und stattlich, ich hätte Dich kaum wiedererkannt.“

Und während er so sprach, wurde der Blick ihrer großen Augen unsicher und ihr Gesicht bekam Farbe.

„Du darfst nicht böse auf mich sein, Dagmy, ich mußte Dich sehen. Ich bin weithergereist und nur deshalb, siehst Du. Und dann sagten sie mir, daß Du morgen verreisen wolltest. Ich hatte geglaubt, wir würden uns heute mit allen anderen treffen und es kam mir so vor als ob es mir leichter geworden wäre, Dich zum erstenmal in großer Gesellschaft wiederzusehen. Es war irgend etwas in mir selbst, aus alten Zeiten weißt Du. Wenn man so lange — fünf ganze Jahre hindurch — immer und immer wieder nur an das eine, einzige gedacht hat — an das erste Mal, wo ich Dich wiedersehen würde — so kommt es fast zu schwer, zu übermächtig über einen, wenn es wirklich so weit ist. Und nun kommst Du doch nicht! — Warum willst Du nicht kommen, Dagmy?“

Sie atmete schwer und ungleichmäßig. Ein verträumtes Lächeln leuchtete in ihren Augen auf, als ob sie zum erstenmal seit langer Zeit die Sonne wieder sähe.

„Ich fragte Andreas. Aber ich wollte es so gerne aus Deinem eigenen Munde hören, damit ich weiß, woran ich bin. Dann will ich wieder meiner Wege gehen und Dir jetzt Lebewohl sagen, Dagmy. Aber erst mußt Du mir sagen — warum Du nicht kommen willst.“

Sie lächelte noch mehr, als ob sie aus einem Traum erwachte.

„Kasper, ich hatte es ja vergessen, daß ich Dich liebe.“ — —

Als Kasper Bugge am nächsten Morgen herunterkam, war seine Mutter schon fort zur Schule, — sie hatte Examen.

Als er dann gegen Mittag wieder nach Hause kam, konstatierte er bei sich selbst, daß er sich wie in alten Zeiten davor fürchtete, angescholten zu werden. Er kam nämlich etwas zu spät. Aber nein, es war Sonnenschein in der Stube.

„Mutter,“ — mitten im Zimmer stand er vor ihr, sein ganzes Gesicht strahlte und lächelte.

„Ich bin so glücklich, Mutter.“

Und ehe Frau Bugge sich besinnen konnte — sie hatte gerade hinausgehen wollen um mit Mebine über das Essen zu sprechen — umschlang er sie so fest, daß sie laut aufschrie.

„Aber Kasper, Kasper.“

Dann führte er sie zu der kleinen Erhöhung am Fenster hin, wo sie gewöhnlich an ihrem Nähtisch zu sitzen pflegte. Er drückte sie auf den Stuhl nieder und stellte sich dann vor sie hin, beide Hände in die Seiten gestützt.

„Ueberglücklich, Mutter, siehst Du.“

„Das tut mir wohl zu hören, mein Junge.“

„Ja, siehst Du, Mutter, es ist kaum zu glauben.“

„Aber das Essen wartet, lieber Kasper.“

„Mutter, erinnerst Du Dich noch an Aladdin, als er die Wunderlampe wieder fand, die der schwarze Teufel ihm genommen hatte, und wie er nun mit einem Mal in seinem Schloss umherstolzerte und Herr war über das ganze Himmelreich? — Ja, da ging er umher mit den Sünden in den Hosentaschen und fühlte sich so überlegen, so unendlich überlegen über all die anderen. — Kennst Du Dich noch darauf besinnen, Mutter?“

„Mir scheint, Du faselst.“

„Nein, da liegt gerade der Knoten, Mutter. Sieh wohl acht auf das — was ich sage — ich faselst nicht. Mir liegt nichts ferner als das.“

(Fortsetzung folgt.)



## Die Frau als Agitatorin im Wahlkampf.

Von Ottilie Raader.

Sehe das alte Jahr zur Miste gegangen war, ist die Auflösung des Reichstages erfolgt, eines Reichstages, dessen Mehrheit die Schröpfung des arbeitenden Volkes und seine Strebung mit ebenso großer Sachkenntnis betrieb, wie sein Vorgänger.

Die Auflösung des Reichstages hat das Proletariat mit Jubel erfüllt. Und noch immer stehen wir, obwohl die Hauptwahl bereits vorüber ist, im Wahlkampf — auch wir Proletarierinnen; denn auch wir haben uns am Kampfe zur Hauptwahl beteiligt und werden uns nun auch am Stichwahlkampfe beteiligen.

Zwar wurde uns Frauen das Wahlrecht bis jetzt vorenthalten mit der weisen Begründung des Ministers von Bosadowsky: Es stehe den Frauen nicht an, sich mit Politik zu beschäftigen, die empfindlichen Nerven der Frauen könnten diese Aufregungen nicht vertragen.

Die Politik aber verfolgt die Proletarierin auf Schritt und Tritt.

Sie setzt sich mit ihr zu Tisch. Sie ist es, durch die aus dem Stocktopfe das Fleisch verschwunden ist, die es zu Wege gebracht hat, daß manche ärmliche Proletarierwohnung ungeheizt ist, daß es den Kindern an ganzen Schuhen und warmer Kleidung fehlt, daß Krankheit und frühzeitiger Tod im Proletarierheim einkehrt.

Und mit solch einer Macht, die das Leben unserer Lieben, unser ganzes Familienleben beeinflusst, sollten wir uns nicht befassen? Die Politik soll für uns Frauen und Mädchen der Arbeiterklasse ein Blümchen „Müß mich nicht an“ sein. Wir Frauen aber sind so unbescheiden, uns als Staatsbürger zu fühlen, obgleich wir hinsichtlich der politischen Rechte „Frauenspersonen“ sind, die mit Schülern, Lehrlingen, Idioten und Buchthäuslern gleichgestellt sind. „Die Frau gehört ins Haus“, so deklamiert der Philister. Aber bei der Gewerbezahlung 1895 gab es in Deutschland 6 578 362 weibliche Personen, die erwerbstätig waren. Seitdem ist die Zahl noch bedeutend gestiegen. 26 Prozent der erwachsenen Arbeiterinnen sind verheiratete Frauen. Meist sind es die niedrigen unzureichenden Löhne der Männer, welche die Hausmutter zwingen, erwerbstätig zu sein, Haushalt und Kinder sich selbst zu überlassen.

Die Proletarierin weiß, daß die Not und das Elend, in dem sie selbst und Abertausende von fleißigen Menschen leben, heraufbeschworen ist durch die Gabel der herrschenden Klassen, deren geschäftsführender Ausschuß die Regierung ist. Die Politik der herrschenden Klassen und der Regierung ist es: durch Zoll- und Steuerinstem den Preis der notwendigen Lebensmittel ins Ungemessene zu verteuern. Das Volk wird der Not und dem Elend überantwortet und als Gegenstück werden Millionäre und Milliarden gezüchtet. Dank des Zollwuchers ist es den Hammersteins jeglichen Namens immer noch möglich gewesen, ihre Flora Gaf und die Spielschulden ihrer „harmlosen“ Söhne zu bezahlen. Als Dienerin der herrschenden Klassen muß die Regierung darauf bedacht sein, die phantastisch anschwellenden Kosten der kapitalistischen Klassenpolitik zu decken, ohne die Besitzenden durch eine progressive, stark steigende Einkommens- und Vermögenssteuer zu belasten. Was die Reichskasse vom Ertrag des Zollwuchers abbekommt, muß helfen, die Lächer zu stopfen, welche Militarismus, Seegewaltsträume, Welt-

machts- und Kolonialpolitik in das Budget reißen.

Aus Unendliche wächst die Belastung des Volkes. An Zöllen und Verbrauchsabgaben wurden eingenommen im Jahre 1878: 235 Millionen Mark. Im Jahre 1907 ist diese Einnahme veranschlagt auf 967 Millionen Mark. Die Einnahmen, die hauptsächlich von den besitzlosen Klassen aufgebracht werden, haben sich also um das Vierfache gesteigert. Dazu sind die Schulden des Reiches seit 1888, dem Jahre, in dem der jetzige Kaiser zur Regierung gelangte, von 721 Millionen Mark auf 1000 Millionen Mark, also um das Dreifache angewachsen. Die für diese Schuld erforderlichen Zinsen betragen für 1907 136½ Millionen Mark. Diese vielen Millionen, die verpulvert werden, die in den Sandwüsten Südwestafrikas verbraucht werden, sind zum größten Teil aufgebracht von dem erbärmlichen Lohn des Arbeiters, den fauer verdienten Groschen der Arbeiterin und der erwachsenen Kinder. Mindestens 1000 Millionen Mark im Jahre werden den Agrariern durch die Vertenerung der Lebensmittel, namentlich des Fleisches, in den Schoß geworfen. Der Fleischkonsum nimmt mehr und mehr in den breiten Arbeiterkreisen ab, und damit die Unterernährung mit ihren traurigen Folgen zu.

Durch gesteigerte Arbeitsleistung sind z. B. im Steinkohlengbiet des Saargebietes die Löhne um etwa 16 Proz. gestiegen; in demselben Zeitraum sind die Preise der Lebensmittel aber um 35 Proz. in die Höhe gegangen, so daß die Arbeiter nun etwa den fünften Teil ihres Lohnes durch die Steigerung der Warenpreise gebracht werden. Der Profit der staatlichen Unternehmungen ist indes sehr in die Höhe gegangen. 1891 erzielte der Bergwerks im Saargebiet von jedem Arbeiter 295 Mk. Ueberfluß; 1896 372 Mk., 1900 hingegen 617 Mk. Auch Privatunternehmungen brachten Goldströme. Die Internationale Vobrgesellschaft verteilte 1905/06 500 Proz. Dividende und hatte noch so reichliche Abschreibungen, daß sie gut hätte 1000 Proz. Dividende zahlen können. Daß diese Leute die jetzige Gesellschaftsordnung für die beste halten, ist erklärlich. Das Proletariat aber wird in seinem Streben nach einem menschenwürdigen Leben mit allen möglichen Schikanen bedacht und gehüllet.

Du Arbeiterin, Du Frau des Proletars empfindest das Elend mit der ganzen Schärfe! Du bist es, von der die Kinder das Brot verlangen, welches ihnen nur zu knapp gereicht werden kann. Du bist es, die in der erbärmlichen Wohnung mit den Deinen hausen mußt, zum großen Teil in Wohnungen, die für das Vieh zu schlecht sind, oder, wie neuerdings für Breslau nachgewiesen ist: daß 75 000 Wohnungen als menschliche Wohnungen ungeeignet erachtet wurden.

Genosse Hue schildert im „Vordner Volksblatt“ vom 16. November 1906: „Hunderte von Wohnungen, von Arbeiterheimen sind so schlecht, daß man nicht einmal das Vieh darin hausen lassen dürfte. Die Nahrung ist ebenso kulturwidrig. Für 20—25 Pf. Fleisch oder Wurst wird täglich für den Vater gekauft, der zur Grube oder Hütte geht. An Sonntagen ½ Pfund, an Lohn Tagen wohl mal 1 Pfund. Die ganze Woche Brot, schwarzen Staffee, saure Suppe und Kartoffeln, manchmal ein Salzhering.“ Und zum Besten der Ochsengrafen und Schweinezüchter! Wir tragen Kultur nach Afrika und kommen selbst dabei auf den Hund. In dem industriereichen Sachsen mit der ausgebeugten Frauen- und Kinderarbeit ist es nicht selten, daß die Mutter zu den Kindern sagt: Wir gehen heute so ins Bett; wenn man schläft,

merkt man den Hunger nicht. Für solche „Lappalien“ haben die bürgerlichen Parteien keine Zeit und keinen Sinn. Sie sind blind dem Elend gegenüber, welches sie selbst geschaffen. Hochlachend stampfen die Träger der Teuerungspolitik über jedes Bedenken hinweg, das die Rücksicht auf das Wohl der Massen dem Vortritt in den Weg stellt. Ungetrübt durch jede Sentimentalität klingt sie aus den beiden geflügelten Worten heraus, welche die Schilderung des blutigsten Kammer den Reihen der Herren entlockte. Aus Mörikes Worte des Dohnes für den Hunger: „Ach esse auch Kartoffeln“ und aus Graf Arnims Wort der Lästung des Hungers: „Der Vater wird wohl alles verschaffen.“ Würdig reißt sich diesen Edlen als Dritter im Bunde an der konservative Freiherr von Mantensfel-Sroffen, der am 30. November 1906 auf dem Delegiertentag der konservativen Partei äußerte: „Man spricht sogar von der Versicherung für Arbeitslosigkeit. Da müßte man ja selber den Wunsch haben, Arbeiter zu werden und nicht zu arbeiten, das wäre die einfache Konsequenz einer derartigen Gesetzgebung.“

Es ist dieselbe Empfindungslosigkeit für das Ergehen der Arbeiterklasse, welche sich oft darin äußert, wie wunderbar großartig unsere Sozialgesetzgebung für die Arbeiter Sorge. Der Zuschuß des Reiches für die gesamten Arbeiterversicherungsanstalten betrug in den 20 Jahren ihres Bestandes von 1885 bis 1904 339 175 377 Mark. Die Kosten des Reiches für die südwestafrikanische Regierjagd betragen aber 500 bis 600 Millionen Mark. Das christlichmonarchische Deutsche Reich wendet in einem Jahre soviel an die Regierjagd, wie in zwanzig Jahren an die deutschen Arbeiter.

Genossinnen, Arbeiterinnen, seid eingedenk dessen, daß Euer Elend noch nicht den Höhepunkt erreicht hat! Man stinkt bereits wieder auf neue Belastung. Der Militarismus braucht mehr Mittel, mehr Soldaten, mehr Schiffe und Ihr müßt Eure Söhne hergeben, damit sie gegenfalls gegen die eigenen Eltern, die eigenen Brüder und Schwestern kommandiert werden.

Von Rechten für Euch und die Euren ist keine Rede. Wolltet Ihr und Eure Arbeitsgenossen die Lebensmittelerhöhung durch Erkämpfung höherer Löhne weck zu machen suchen, so stößet ihr auf energischen Widerstand. Eine Erleichterung Eurer Lasten, ein gesichertes Leben, Freiheit und politische Rechte werdet Ihr nur erlangen, wenn Ihr sie Euch erkämpft. Mit Recht nennt der Volksmund die jetzigen Wahlen und Stichwahlen: „Hungerwahlen“.

Die Hauptwahlen liegen nun hinter uns. Auch der Stichwahlkampf muß ein gewaltiger werden. Die Frauen müssen nach wie vor auf dem Plane sein! Bei allen großen Volksbewegungen gegen den Hunger, gegen den Lebensmittelwucher standen die Frauen in erster Reihe. Mögen drum die vielfachen Plagen die deutschen Proletarierinnen bestimmen, sich mit ganzer Kraft auch am Stichwahlkampf zu beteiligen. Mancher Zollwucherer und Volksbedrücker ist nicht bloß von männlicher wahlberechtigter Dummheit in den Reichstag gekommen, sondern auch dank weiblicher nicht wahlberechtigter Gleichgültigkeit!

Zwar ist die Proletarierin als Frau eine Rechtlose, aber sie ist trotz alledem keine Machtlose. Politische Rechtlosigkeit ist nicht gleichbedeutend mit politischer Ohnmacht, und der Mangel des Stimmrechts ist kein Freibrief für politische Gleichgültigkeit und Untätigkeit. Wenn der Frau auch zu wählen verwehrt ist, so kann sie doch kämpfen. Der Stimmzettel, den sie selbst nicht für den sozialdemokratischen



Borkämpfer des Proletariats in die Urne legen darf, der kann dank ihres Wirkens von einem Manne, von vielen Männern, in die Wagschale der Entscheidung geworfen werden. Proletarierin, nütze Deine Macht; im Kreise der Familie, der Fremde, der Arbeitsbrüder und Arbeitschwester! Lehre Kampfespflichten und Kampfesziele! Hinein in die letzten Versammlungen, um den Feinden ihre Schmach und das Recht des Proletariats, seine Forderungen in die Ohren zu schreiben, daß ihnen das „Herz, das feige Herz, das falsche Herz“ im Leibe bebt!

Proletarierfrau, mahne stumpfsinnige und jähmige Männer an ihr Recht, das heilige Pflichten auferlegt. Mit aufklärendem Wort, das den Geist überzeugt und flammender Begeisterung, die zum Herzen spricht, führe sie den Organisationen zu, welche Wissen und Macht verleihen. Erweise Dich als gleichwertige Gehilfin bei allen Arbeiten, welche den Sieg vorbereiten und organisieren. Treibe alle ans Werk, welche arbeiten können, alle an die Urnen, welche am Stichtage unmittelbar mit entscheiden dürfen. Das neue Jahr ist unter dem Zeichen des Wahlkampfes gekommen. Für das Proletariat brachte es Feinde ringsum! Wir wissen aber: das Kampfesjahr muß ein Siegesjahr werden. Zwar gibt es in den Gegenden, in denen bis jetzt das Zentrum dominiert, noch gar viele Frauen, welche der Mahnung, die 1903 die katholische Frauenzeitung „Monika“ an sie richtete, „für den Sieg des Zentrums heilige Messen zu lesen“, nachkamen. Der „Christliche Pilger“ hingegen hielt ein tätiges Eingreifen der Frauen bei der Agitation und am Wahltag für gewinnbringender. Obgleich auf dem Katholikentag in Essen 1906 der Seminarpräses Lausburg meinte, die katholische Frau geize nicht nach politischen Rechten, nicht nach dem Wahlrecht, die Arena des politischen Kampfes überlasse sie den Männern.

Wenn die katholischen Frauen einmal so weit gekommen sind, die Macht des Gebetes zu bezweifeln, dann sind sie auf dem Wege, aus Gläubigen Denker zu werden. Dann wird es auch gelingen, Sozialistinnen aus ihnen herauszubilden und Streiterinnen für das irdische Wohl zu erziehen.

Wir Frauen sind mit verantwortlich dafür, ob Arbeitslosigkeit, Hunger und Not und Verkommenheit, Schlemmerei und Sabsucht weiter Fetatomben von Menschen verschlingen sollen, oder ob der Weg gebahnt wird, diese Uebel zu beseitigen. So handelt danach, Ihr Proletarierinnen! Ihr habt so außerordentlich viel Gelegenheit, für die Sozialdemokratie, die allein das Heil bringt, zu agitieren.

Die bereits aufgeklärten Frauen sollten keine Gelegenheit vorübergehen lassen (z. B. bei Gesprächen mit Nachbarinnen, Arbeitskolleginnen, bei Einkäufen usw.) auf die Wichtigkeit der Wahlen und die Vertretung der einzelnen Mandate durch Sozialdemokraten hinzuweisen. Die Frauen müssen ferner, soweit sie in der Lage dazu sind, beim Flugblattverbreiten helfen, sich am Geldjammeln beteiligen, Adressen und Listen schreiben, auch am Tage der Wahl den Männern helfend zur Seite stehen. Den Milchhändlern, Krämern, Grünframlenten, Fleischern usw., die meist von der Kundschaft der Arbeiter leben, müssen sie klar machen, daß ihr eigenes Interesse es verlangt, für den Sozialdemokraten einzutreten und zu stimmen, wenn sie als Steuerzahler usw. geschützt sein und sich eine kaufkräftige Kundschaft erhalten wollen. So handelt danach, Frauen des Volkes! Sorgt dafür, daß nun auch bei der Stichtwahl eine große Anzahl Sozialdemokraten, und zwar mit gewaltiger Stimmenzahl, gewählt werde. Denn nicht die gewählten Abgeordneten allein sind imstande, die Mächte der Finsternis zu

überwinden, sondern die Millionen des aufgeklärten Proletariats, die Millionen der Frauen und Männer, die dafür kämpfen, daß der Sozialismus komme, das Reich des Friedens, in dem Menschenglück und Weisheit blüht.

Genossinnen! Wie bei jeder Reichstagswahl, so werden auch bei dieser Stichtwahl die bürgerlichen Parteien eine einzige, große, reaktionäre Masse bilden; sie werden alle Hebel in



Neuestes Extrablatt: Wahlresultate.

Bewegung setzen, werden Lug und Trug nicht scheuen, um ihr dunkles Gewerbe noch weiter treiben zu können. Deshalb, Genossinnen, müssen wir auch mit derselben Zähigkeit, mit demselben Eifer arbeiten, wie bei der Hauptwahl; gilt es doch, dem Feinde noch eine Anzahl Wahlkreise abzurufen! —



### Absolutismus und Parlamentarismus.

Von A. Conrady.

Raum war der Reichstag am 13. Dezember 1906 aufgelöst, so ging das Geschrei nach einem Staatsstreich los: der neue Reichs-



Die Entleerung der Wahlurne.

tag muß, wenn er nicht tadellos als Bewilligungsmaschine funktioniert, gleich wieder aufgelöst, die Neuwahl nach einem oktroyierten Wahlsystem vorgenommen werden, das einen günstigen Erfolg verbürgt. Diese Wahlentrichter und Staatsstreichhelden halten es für eine Kleinigkeit, das Gesetz mit Füßen zu treten und mit Gewalt zu regieren. Sie denken dabei an die Leichtigkeit, womit in den sechziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts gegen die preussischen Liberalen verfassungswidrig

regiert worden ist, womit gegen dieselben Helden des passiven Widerstandes nach der Revolution von 1818 der Staatsstreich und die Oktroyierung des Dreiklassenwahlsystems durchgesetzt worden ist. Die Absolutisten täuschen sich nur über eins: die sozialistischen Arbeiter sind aus anderem Holze geschnitten als die liberalen Bourgeois, als die Bourgeois Deutschlands und von heute. Auch das Bürgertum hat in seiner Blütezeit mit dem Absolutismus siegreiche Kämpfe durchgefochten. In den klassischen Ländern des Parlamentarismus, in England und Frankreich, führt die Auseinandersetzung mit dem Despotismus das glorreichste Blatt in der Geschichte der bürgerlichen Revolution. Das kann ohne jede Verhimmelung der großen Revolutionsparlamente gesagt werden, ohne ihren Klassencharakter zu verkennen. Gegenüber dem kulturwidrigen Willkürregiment vertraten sie das Gesamtinteresse, das sie nach erfolgtem Siege natürlich hinter den Sonderinteressen ihrer Klasse zurückstellten, um dann stärkere Widersacher des Volkes zu werden, als die Despoten gewesen waren. „Die Völker werden bekanntlich“, sagt Marx einmal (in der „Neuen Rheinischen Zeitung“ am 11. November 1818) „mit den Königen unendlich leichter fertig, als mit den gesetzgebenden Versammlungen. Die Geschichte besitzt einen Katalog vergeblicher Empörungen des Volkes gegen die Nationalversammlungen. Sie bietet nur zwei große Ausnahmefälle. Das englische Volk zerstückte das lange Parlament in der Person Cromwells, das französische Volk den gesetzgebenden Körper in der Person Bonapartes. Aber das lange Parlament war lange schon zum Kumpfe geworden, der gesetzgebende Körper längst zum Kadaver. Sind die Könige glücklicher als die Völker in Emeuten gegen die gesetzgebenden Versammlungen? Karl I., Jakob II., Louis XVI., Karl X. sind wenig versprechende Ahnenbilder.“ Es hat gegenwärtig, wo das öffentliche Leben Deutschlands im Zeichen einer ganz überraschenden, vom konstitutionellen Standpunkt aus unverständlichen Auflösung steht, die von den eigenen Anhängern der Regierung als Vorpiel einer neuen Auflösung und des Staatsstreichs angesehen wird, wo also unser öffentliches Leben im Zeichen des Kampfes zwischen Absolutismus und Parlamentarismus steht, da vermag zur Schärfung des politischen Blicks auch ein Rückblick in die Vergangenheit beizutragen, und zwar ein kurzer Rückblick auf eben jene vier von Marx namhaft gemachten Borkämpfer des Gottesquadranten. Von diesen vier Vertretern des Absolutismus in seinem Gegensatz zum Parlamentarismus gehören zwei der englischen, zwei der französischen Revolution an, zwei dem englischen Königsstamm der Stuarts, zwei dem französischen der Bourbonen.

Der erste in unserem Monarchenquartett, König Karl I. von England, gehört zu den größten Auflösungspolitikern der Geschichte: er hat alle seine Parlamente aufgelöst, mit Ausnahme eines einzigen, und da lag es nicht an ihm, daß dies Parlament zum „langen Parlament“ wurde. 1625 kam Karl I. zur Regierung. Im gleichen Jahre berief er sein erstes Parlament: nach ganz kurzer Dauer wurde es aufgelöst. Dem zweiten von 1626 ging es nicht besser, und Anfang 1629 hatte der König schon das dritte Parlament nach Hause gejagt. Sie taugten eins immer noch weniger als das andere — in Karls Augen natürlich. Sie sollten bloß als Geldbewilligungsmaschine dienen; denn an Geld fehlte es dem Hof immer. Im übrigen sollten sie zu allem Ja und Amen sagen, das Nörgeln lassen; denn das war nach Karls Meinung ein nicht zu duldbender Eingriff in das göttliche Recht der Krone. Schon im Jahre 1626 erklärte er in einer Proklamation, er sei



in all seinen Handlungen nur Gott allein verantwortlich, dessen unmittelbarer Stellvertreter er sei. Er allein wollte Herr sein im Lande; daß er aber wieder von seinen Ratgebern gehoben wurde, merkte er gar nicht. An diesen Ratgebern nun nörgelten die Parlamente Nr. 1 bis 3 alle herum, sie griffen die höfische Korruption an, die ganze Mißwirtschaft, die sogenannten Mißbräuche, hauptsächlich alte Feudalrechte, die längst keinen vernünftigen Sinn mehr hatten und bloß noch zu Gelderpressungszwecken dienten. Das alles wollte das Parlament oder vielmehr das Unterhaus, die Gemeinen, abgestellt wissen, wollte Sicherheit für die Zukunft und also Einfluß auf den Gang der Geschäfte bekommen, ehe es Geld bewilligte. Als Vorbedingung von Bewilligungen forderte das Unterhaus Reformen. Die wollte aber König Karl nicht, und so nötig er das Geld brauchte, lieber, als Zugeständnisse ans Parlament zu machen, jagte er die Gemeinen knall und Fall nach Hause. Das Anflößen war sein konstitutionelles Recht, das Geldbewilligen aber das der Gemeinen. Wenn sie nichts bewilligten, durfte die Krone auch nichts erheben. Das tat Karl aber ganz munter, sowohl in den Zwischenräumen zwischen seinen ersten Parlamenten, als auch insbesondere nach dem dritten Parlament. Da hatte er nämlich von den Parlamenten vollanfgemug, dachte keines mehr zu berufen, wollte sie unumschränkt machen. Strafford war jetzt sein berühmtester Handlanger oder vielmehr der Macher der „gründlichen“ Politik, die nach der Auflösung von 1629 begann.

Jede Opposition ward mit barbarischer Strenge unterdrückt. Die Hauptsache aber war natürlich, den Absolutismus finanziell auf die Beine zu bringen. Da wurden denn die alten Feudalrechte, die der Krone ohne parlamentarische Bewilligung zustanden, bis aufs äußerste ausgedehnt und ausgenutzt, zum großen Mißvergnügen weitester Kreise. Es wurden aber auch sofort unbewilligte Abgaben erhoben, die

Zölle nämlich, die das Unterhaus ausdrücklich verweigert und zu zahlen verboten hatte. Es setzte auch alsbald eine ausgedehnte Zollverweigerung und also Handelsstockung ein. Da aber gerade in diesem Moment die wirtschaftliche Konjunktur sich für England außergewöhnlich günstig gestaltete, so zogen die besitzenden Klassen nach ihrer Art den Profit ihren politischen Grundsätzen vor, nahmen den Seehandel wieder auf und zahlten also Zoll. Die wirtschaftliche

ihrem Anhang von Monopolisten, Juristen und Pfaffen immer mehr zu isolieren. Davon merkten die Leute am Ruder nichts, weil die öffentliche Meinung nicht laut werden konnte: die Gründlichen glaubten vielmehr das Spiel für den Absolutismus endgültig gewonnen, als es ihnen gelang, sogar eine direkte Steuer, das sogenannte Schiffsgeld, aus eigener Machtvollkommenheit aufzulegen und freilich mit ungeheuren Rückständen infolge von Steuer-

verweigerung einzutreiben, ohne daß sofort ein allgemeiner Aufstand erfolgte. Aber der Zusammenbruch war nicht mehr fern. Er kam im Zusammenhang mit auswärtigen Verwickelungen. Das schottische Stammesland der Stuarts, wo Karl auch den Absolutismus

einzuführen versuchte, rebellierte 1638, der Krieg zwischen Schottland und England brach aus. Karl brachte ein Heer zusammen. Er hatte aber mehr Lust, über seine Anführer, als über den Feind herzufallen, wollte sich nicht schlagen und lief vor den Schotten davon, die in England eindringen, sich als Verräter ankündigten und als solche begrüßt wurden. Schon ehe es so weit kam, war für die englische Regierung durch die auswärtigen

Schwierigkeiten die Finanzlemme so groß geworden, daß Karl sich im Frühjahr 1640 zur Verjüngung eines Parlaments entschließen mußte. Es sollte bloß Geld bewilligen, verlangte aber vorherige Abstellung der Mißbräuche und war schließlich im Begriff, sich mit den

Schotten solidarisch zu erklären. Wutentbrannt löste Karl nach bloß dreiwöchiger Session das kurze Parlament auf. Aber ihm folgte auf dem Fuß, im Herbst 1640, das lange Parlament. Der Absolutismus hatte sich so vollständig festgesetzt, daß er vor dem Parlamentarismus die Flagge streichen mußte. Strafford ward von den Gemeinen unter Anklage gestellt, von den Lords zum Tode verurteilt und vom Henker enthauptet (Frühjahr 1641). Das Unterhaus erlangte durch ein Gesetz, wodurch bestimmt wurde, daß mindestens alle drei Jahre ein



W. G. Schenck: Wintertag.

C. Malchin: Wintertag.

Entwicklung machte in den nächsten Jahren reizende Fortschritte, die den Absolutisten zugute kamen. Aber die Regierung machte dann eben die ökonomischen Interessen gegen sich mobil, indem sie für ihre Finanzzwecke vor allem zahllose Monopole dem Gesetz zuwider errichtete, die ins wirtschaftliche Leben tief einschnitten und ungeheure Unzufriedenheit erregten. Andere Maßregeln zur Beschaffung von Geldmitteln, die ein Zeitgenosse dahin charakterisierte, der Diebstahl sei zum Landesgesetz geworden, wirkten eben dahin, die Regierung mit



Parlament einberufen werden müsse, eine Sicherheit gegen erneute langjährige Ausschaltung der parlamentarischen Mitwirkung am Regiment, erlangte ferner durch ein Gesetz, das die Auflösung und selbst die Vertagung des gegenwärtigen Parlaments von seiner Zustimmung abhängig machte, eine Garantie gegen souveräne Willkürlichkeiten, die der Reformtätigkeit der Gemeinen ein jähes Ende bereiten könnten. So wurden denn eine Menge von Mißbräuchen abgestellt, ohne daß Karl zunächst etwas dagegen hätte tun können. Aber der hartnäckige Stuart gab den Absolutismus noch nicht verloren. Als im Parlament und im Lande der Klaffensatz zwischen der feudalen Royalistenpartei und den bürgerlichen Puritanern ausbrach, gedieh es nach einem vereitelten Staatsstreichversuch dahin, daß Karl 1642 an der Spitze eines Heeres von „Kavalieren“ gegen das Parlament zu Felde zog. Aber der Bürgerkrieg endigte mit dem Siege des von den Massen unterstützten Parlaments und führte schließlich zur Republik und zur Hinrichtung Karls I.

Durch eine Verkettung von Umständen, die nicht hierher gehören, gelangte im Jahre 1660 Karls I. gleichnamiger Sohn, vom Parlament aus dem Exil zurückberufen, als konstitutioneller König von England zur Regierung. Auf Karl II. folgte 1685 sein Bruder Jakob II., der schon nach drei Jahren durch sein absolutistisches Treiben abgewirtschaftet hatte. Der Vorgänger hatte ihm allerdings schon tüchtig vorgearbeitet. Ein ganz unglaublicher Verschwender, war Karl II. beständig in Geldverlegenheit gewesen und dadurch auf den Gedanken gekommen, sich von dem „knauerigen“ Parlament unabhängig zu machen. Der Bruder strebte das Ziel, den dominierenden Einfluß des Unterhauses und also überhaupt des Parlamentes auszuschalten, aus Prinzip, aus despotischer Herrschsucht an. Deshalb erschien er schon als Thronfolger der Opposition im Unterhaus gefährlicher, als sein leichtsinniger Bruder Karl. Die parlamentarischen Angriffe der ausgehenden siebziger und beginnenden achtziger Jahre richteten sich also nicht in erster Linie gegen den König, sondern gegen Jakob. Die Mehrheit des Unterhauses bestand hartnäckig auf einem Gesetz, durch das Jakob von der Thronfolge ausgeschlossen werden sollte. Dagegen kämpfte die Krone mit wiederholten Parlamentsauflösungen (1679 bis 1681) an. In seinen letzten Jahren regierte Karl II. ohne Parlament. Für den Fall, daß es doch wieder einmal notwendig werden sollte, ein Parlament zu berufen, ward durch einen Gewaltstreich in einer großen Anzahl von Städten das Wahlrecht derartig geändert, daß man sicher auf eine fügsame Mehrheit rechnen konnte. Diese Erwartung trog denn auch nicht, als Jakob es nach seiner Thronbesteigung für zweckmäßig hielt, Parlamentswahlen auszusprechen. Zwar herrschte im Lande bereits große Unzufriedenheit über königliche Gesetzwidrigkeiten, wie z. B. die Forterhebung der noch nicht bewilligten indirekten Steuern und Zölle. Aber die Wahlen von 1685 gaben die vorwiegende Stimmung nicht wieder. Jedoch, so fügsam die von den verbesserten Wahlkörpern gewählten Gemeinen auch waren, ihre Gesichter verfinsterten sich, als sich in der Thronrede Jakobs Sätze fanden, die eine ganz unverhüllte Drohung darstellten, kein Parlament mehr zu berufen, wenn das nötige Kleingeld nicht ohne Umstände und Bedingungen bewilligt werde. Die Gemeinen bewilligten, weil ihnen ein im Westen Englands ausgebrochener Aufstand für sie selber gefährlich erschien. Diese Volkserhebung ward mit kammalischer Grausamkeit niedergeworfen. Die militärischen Mezeleien und die gerichtlichen Schlächtereien und Diebereien, die Jakkobs Auftrag betrieb, erregten im ganzen Lande ungeheure Abscheu. Der König aber glaubte durch solchen Terrorismus seine Stellung

zu festigen. Unerlässlich dachte er sie durch ein stehendes Heer zu machen. Aber in dem Maße, wie es immer offenkundiger wurde, daß Jakob sich zum unumschränkten Herrn über Gut und Blut seiner Untertanen machen wolle, in demselben Maße wuchs die Opposition gegen diesen hinverbrannten Versuch, die große Umwälzung der vierziger Jahre umgekehrt zu machen zu wollen. Die fügsamen Gemeinen sogar wollten nicht mehr Ja und Amen sagen und wurden deshalb 1687 aufgelöst. Reaktionäre Lords vereinigten sich mit liberalen zur Einladung an des Königs Schwager, den holländischen Statthalter Wilhelm von Oranien, mit Heeresmacht nach England herüberzukommen, wo er der allgemeinen Unterstützung im Kampfe gegen den Despoten sicher sein könne. Und so geschah es im November 1688. Noß und Reifige nützten Jakob nicht. Die Soldaten wollten nicht kämpfen und gingen haufenweise zu dem Oranier über. Als der König die Größe der Gefahr erkannte, versuchte er seine verzweifelte Lage dadurch zu verbessern, daß er alle Gesetzwidrigkeiten, besonders auch die Wahlrechtsänderung zurücknahm und Wahlen nach der alten Weise ausschrieb. Aber es war zu spät. Kein Mensch glaubte an die Aufrichtigkeit dieser Sinnesänderung. In Proklamationen zuvor ganz loyaler Lords sogar sah Jakob sich einen Tyrannen genannt, der an die Stelle des Gesetzes seinen Willen setze, dem zu widerstehen kein Aufruhr, sondern Notwehr sei. Voll Angst, wie sein Vater auf dem Schaffot zu endigen, flüchtete Jakob nach Frankreich hinüber: die Stuarts waren, mit einem englischen Historiker zu reden, „zum zweiten Male hinausgetrieben, ruhelos auf der Erde zu wandern, bis dies Geschlecht den stammenden Nationen zur sprichwörtlichen Bezeichnung herumziehender Heimatlosigkeit geworden war“.

Der flüchtige Stuart fand zu Valognes auf der Halbinsel Cotentin Aufnahme in einem französischen Edelsitz, der durch ein merkwürdiges Spiel des Zufalls vier Menschenalter später, gegen Abschluß des großen Revolutionsdramas, das hundert Jahre nach der sogenannten glorreichen Revolution von 1688/89 in Frankreich anhub, wieder einem verjagten König als Station auf dem Weg ins Exil diente. Nach der französischen Julirevolution von 1830 weilte der abgesetzte Bourbonenkönig Karl X. mit seiner Sippe eine Nacht in demselben Hause, das ehemals Jakob II. beherbergt hatte. Wenn die Bourbonen nicht zu verblendet gewesen wären, um selbst nach eigener Erfahrung den Lehren der Geschichte zugänglich zu sein, hier hätten sie Betrachtungen anstellen können über die Ähnlichkeit des Schicksals der Stuarts und des ihrigen, das sie aus gleichem Grunde betroffen hatte: infolge des aberwitzigen Versuches, die Ergebnisse einer großen Umwälzung umgekehrt zu machen und den Absolutismus wieder zu inthronisieren. Aber wie konnten die Bourbonen aus der englischen Geschichte lernen wollen, da sie nicht einmal aus ihrer eigenen lernten, aus dem Schicksal Ludwigs XVI., den sein hartnäckiges Streben, den unwiderruflichen Spruch der historischen Notwendigkeit unzustößen, aufs Schaffot gebracht hatte. Ludwigs Ankämpfen gegen den Parlamentarismus braucht hier nicht im einzelnen wiedererzählt zu werden. Jeder hat davon gehört, wie Ludwig nach anfänglichen Schwankungen auf Antreiben einer häßlichen Kamarilla versuchte, die Nationalversammlung, die sich eidlich verpflichtet hatte, nicht auseinander zu gehen, bis sich Frankreich im Besitz einer modernen Verfassung befände, mit Waffengewalt auseinanderzujagen und die alte feudal-absolutistische Mißwirtschaft aufrecht zu halten; wie aber das Pariser Volk einen Strich durch die Rechnung machte, indem es sich erhob, und von den zu ihm übergegangenen französischen Garden

verstärkt, am 14. Juli 1789 die Bastille einnahm; wie sich dann Ludwig der Nationalversammlung in aller Form unterwarf. Er konnte hinfort nicht mehr ernstlich daran denken, sie durch den Appell an die französischen Bajonetten in ihrer Arbeit zu stören. Aber er appellierte an die Bajonette des Auslandes, begann hochverräterische Zettelungen mit den fremden Mächten, um mit Hilfe ausländischer Truppen dem Parlamentarismus ein Ende zu machen, Absolutismus und Junkerregime wiederherzustellen. Man weiß auch, wohin es damit brachte: zum Sturm des Volkes auf die Tuilerien, zu seiner Absetzung, zur Proklamierung der Republik und zur Guillotinierung

Des geköpften Ludwig nur ein paar Jahre jüngerer Bruder war jener Karl X., der 1830 durch die Julirevolution gestürzt wurde. Man ihn paßt, wie angegossen, das Wort, das Napoleon auf die Bourbonen gemünzt hat, sie hätten nichts gelernt und nichts vergessen. Karls älterer Bruder und Vorgänger, Ludwig XVIII., war nicht ganz so verblendet, sonst hätte er kaum bis an sein Ende auf dem Thron behauptet, den die Verbündeten 1814 mit Waffengewalt wieder aufgerichtet hatten. Ludwig XVIII. ist freilich schon 1815 zur Zeit der berühmten „hundert Tage“, die Napoleon noch einmal herrschte, durch eine Erhebung des Volkes und besonders des Militärs vorübergehend gestürzt worden. Man glaubte eben nicht seinen Versicherungen, die durch die Revolution geschaffene Neuordnung der Gesellschaft und Neueinteilung des Eigentums respektieren und die als Bedingung der Restauration eingeführte „Charte“ halten, die verfassungsmäßigen Rechte der Deputiertenkammer achten zu wollen. Man glaubte es nicht, weil die zurückgekehrten Emigranten mörderlich nach Herausgabe ihres konfiszierten Eigentums und Wiederherstellung des feudalen Absolutismus schrieen: an der Spitze dieser „Ultras“ stand des Königs Bruder Karl. Ludwig XVIII. leistete diesem Treiben nach Kräften Widerstand, auch als er nach der Schlacht bei Waterloo durch die Waffen der Verbündeten wieder eingesetzt worden war. Er wurde deshalb von den Ultras sehr angefeindet; ihre Königstreue war von der bekannten Sorte:

„Und der König absolut,  
Wenn er unsern Willen tut.“

Sie setzten denn auch, da sie infolge des bestehenden reaktionär wirkenden Geldsackwahlrechts lange die Deputiertenkammer beherrschten, schon zu Ludwigs Zeiten manche reaktionäre Maßregel durch, die im besitzenden Bürgertum und unter den Massen große Unzufriedenheit erregte. Eine systematische, zielbewusste Reaktionspolitik, die aufs Ganze ging und eine komplette Konterrevolution bezweckte, gelangte aber erst zur Herrschaft, nachdem Ludwig XVIII. im Jahre 1825 gestorben war und Karl X. den Thron bestiegen hatte.

Seine Gesinnungen waren unverändert dieselben, wie anno 15 und anno 89; ebendies war er durch hohes Alter auch noch ziemlich schwachsinzig geworden. Er war ganz von seinem Gottesgnadentum durchdrungen und wurde mit Recht als „der erste Junker Frankreichs“ charakterisiert: Wiederherstellung des Absolutismus und der Aristokratie war sein Sehnen. Auf den Junkern gab es für ihn bloß Kanaille. So war die Verfassung in seinen Augen natürlich vom Nebel; aber er beschwor doch die Charte und schwankte überhaupt jahrelang hin und her. Zum Beispiel ward zwar einerseits den Emigranten aus dem Staatsäckel, d. h. auf Kosten des Volkes, als Entschädigung für ihre Verluste in der Revolution, eine Milliarde zugewilligt, womit die Massen dann ebenso unzufrieden waren wie die Junkern, denen mit solchen Abschlagszahlungen das Maul nicht gestopft wurde.

(Schluß folgt.)



# Michel Purps.

Skizze aus dem Wahlkampf von Ernst Preczang.

Gesetze, sagen die Leute, sind nötig. Mag sein. Aber nötiger ist ein guter Nachwächter. Es hat nie einen besseren gegeben als Michel Purps, Gemeindevorsteher und Mädchen für alles in Michelhausen. Er war eine Perle, wenn auch nicht in Gold gefaßt. Vielmehr hülfte ihn im Sommer wie Winter ein dicker Schafpelz ein. Im Winter kam die Wolle nach innen, im Sommer nach außen. Eine Schirmmütze, die ehemals einen roten Mund gehabt hatte, krönte das Haupt. Im Sommer deckte sie fast die Augen, im Winter rutschte sie über die Ohren. Das hinderte Purps aber weder am Sehen noch am Hören. Im Gegenteil: Michel sah und hörte besser als irgend ein anderer im Dorfe; er konnte die Ohren spitzen wie ein Pferd, und für den Blick seiner kleinen grauen Katzenaugen war auch die tiefste Dunkelheit kein unüberwindliches Hindernis. Nur einen Mangel sagten Uebelwollende ihm nach: er könne weder lesen noch schreiben. Purps bestritt das aber ganz entschieden. Er meinte, er könne nur nicht richtig schreiben und lesen. Der Schulmeister hatte ihm das noch auf seine alten Tage beibringen wollen. Aber Herr von Schnabel, der Rittergutsbesitzer, Gemeindevorsteher und einzige Wähler der ersten Steuerklasse von Michelhausen, widersprach energisch diesem Projekt. „So verdirbt man natürliche Intelligenzen,“ sagte er. „Es stünde weit besser um die Welt, wenn nur die Rittergutsbesitzer lesen und schreiben könnten.“ Ja, jede Wahl bewies das, besonders jede Reichstagswahl, wo jeder unzufriedene Wähler durch die Letztüre aufreizender Druckerzeugnisse zum Wähler wurde. Und es war ganz klar, daß auch Purps mit

seinen dreihundertsechzig Mark Jahreslohn und freier Weidgerechtigkeit für eine ruh nicht konservativ gewählt haben würde, wenn er hätte richtig lesen können. Da waren andere, die konnten richtig lesen; sie verdienten weit mehr als Michel, aber sie warfen doch Stimmzettel in die Urne, Stimmzettel -- oh!

Diese Niedertracht verstärkte sich von Wahl zu Wahl, trotzdem Herr von Schnabel doch wahrhaftig allen seinen Leuten den Daumen aufs Auge hielt. Aber es war wie eine Seuche. Deshalb ließ Herr von Schnabel, als nun wieder die Reichstagswahl -- es war eine Stichwahl -- vor der Tür stand, seinen allezeit getreuen Diener Michel kommen und redete folgendermaßen zu ihm: „Lieber Purps! In wenigen Tagen haben wir die Wahlen zum Reichstag. Das Vaterland ist in Gefahr. Die Unzufriedenheit -- Gott verdamme sie! -- ist größer als je. Wir müssen etwas tun.“

„Hab's mir schon gedacht, Herr von Schnabel. Und habe runtergehört. Einen Saal zu Versammlungen kriegen die Roten nicht, das steht fest.“

„Na,“ sagte Herr von Schnabel lachend, „dies ist das mindeste. Wissen Sie sonst nichts?“

„Doch. Es ist 'ne Vertrauenssache und ist ganz heimlich beredet, aber ich hab's doch gehört: am Sonntag, also morgen, wird ein Radfahrer mit 'ner schwarzen Tasche kommen. Da sind Flugblätter in. Die will er beim Fischer Bräse abgeben. Und der wird die Papierchen am Abend, wenn's dunkel ist, in alle Häuser bringen.“

„Saha! Die schwarze Tasche müssen wir haben, Purps.“

„Kriegen wir auch.“

„Meine Sache.“

„Mitkommen,“ sagte Purps, „muß untersucht werden.“

Der Radfahrer weigerte sich. Aber alles Sträuben, Reden und Drohen half nicht. Michel Purps blieb dabei, er müsse die Tasche erst mal „prüfen“. So schleppte er den Verdächtigen in seine Wohnung, entleerte die schwarze Tasche, schlug auf den blauen Aktendeckel und sagte: „Das hier trag ich aus; das ist das Richtige. Aber Euer Gefasel na, ich muß es erst mal lesen. Wo ist meine Brille?“

Purps suchte. Und während er suchte, las der Verdächtige das „richtige“ Flugblatt. Oder er tat wenigstens so. Und hantierte wertvollig viel an den Wältern herum.

„Ja,“ sagte er dann.

„Das ist wirklich das Richtige. Das in dem blauen Deckel. Da geh ich doch schon lieber wieder nach Haus mit dem meinen.“

„Wie?“

Michel Purps blickte ihn mißtrauisch an. Der wollte also wieder entweichen!

„Um,“ meinte Purps, „aber ich geh mit bis zum Chauffeehaus. Und die Wälter bleiben da.“ Er legte seine Hand darauf.

„Die können in den Ofen,“ sagte der Radfahrer. „Ich steck sie selbst hinein.“

So geschah's. Dann gingen sie, Purps mit dem blauen Aktendeckel unter dem Arm. Am Chauffeehaus trennten die Männer sich. Michel stand noch eine Stunde am Schlagbaum, aber der Radfahrer kam nicht zurück. Da machte sich Purps an die Verteilung seiner Flugblätter, reichte gleich eins davon dem Chauffeewärter und sagte:

„Soll Dich danach. Alles andere ist erstunken und erlogen!“

Das wiederholte sich, das ganze Dorf hindurch.

Zum Mittag war Michel fertig. Dann legte er sich ein Stündchen aufs Ohr.

Er wurde unsanft geweckt. Der Herr von Schnabel ließ ihn rufen. „S o f o r t kommen!“ Michel folgte gleich. Er kannte es nicht anders.

Herr von Schnabel stand mit wutgerötetem Antlitz am Tisch, schnappte nach Luft und schwang ein Blatt: „Purps! Dieses Blatt haben Sie verbreitet?“

„Ja,“ Purps erstaunte. „Wie Herr von Schnabel befohlen haben.“

„Ach? Dies Blatt? Sind Sie verrückt?“

„Die waren in dem blauen Umschlag.“

Und Michel Purps erzählte die Geschichte vom Radfahrer. Wie er ihn gefangen, wie der seine Flugblätter in den Ofen gesteckt und so weiter.

Herr von Schnabel setzte sich: „Sie sind ein Esel, Purps. Der hat unsere Flugblätter in den Ofen gesteckt. Und Sie haben die sozialdemokratischen verbreitet!“ . . .

Indem sich die Gesellschaft zur Herrin der sämtlichen Produktionsmittel macht, um sie gesellschaftlich planmäßig zu verwenden, vernichtet sie die bisherige Anrechnung der Menschheit unter ihre eigenen Produktionsmittel. Die Gesellschaft kann sich selbstredend nicht befreien, ohne daß jeder einzelne befreit wird. Die alte Produktionsweise muß also von Grund aus umgewälzt werden, und namentlich muß die alte Teilung der Arbeit verschwinden. An ihre Stelle muß eine Organisation der Produktion treten, in der einerseits kein Einzelner seinen Anteil an der Produktion Arbeit, dieser Naturbedingung der menschlichen Existenz, auf andere abwälzen kann; in der andererseits die produktive Arbeit, statt Mittel der Anrechnung, Mittel der Befreiung der Menschen wird, indem sie jedem einzelnen die Gelegenheit bietet, seine sämtlichen Fähigkeiten, körperliche wie geistige, nach allen Richtungen hin auszubilden und zu betätigen, und in der sie aus einer Last eine Lust wird.

Friedrich Engels, zum Döring.

Sollen wir denn erklären, daß uns niemals der Gedanke an Gewalt kommen könnte, wo auf der anderen Seite der Gedanke der Anwendung der Gewalt so laut ausgesprochen wird, daß ihn die Späßen von allen Dächern pfeifen? Ruft man nicht, daß der Staatsstreik notwendig sei, der Bruch des Gesetzes, die Anwendung der Gewalt? Wenn das aber eintreten sollte, wenn von jener Seite Gewalt angewendet würde, die in erster Linie verpflichtet ist, die Gesetze zu respektieren, die mit ihrer Zustimmung gemacht wurden; wenn von

jener Seite gewissermaßen der Vertrag zwischen Regierung und Volk in brutaler, gewaltsamer Weise gebrochen wird, dann ist auch die andere Seite von ihren Pflichten entbunden und frei; sie kann handeln, wie sie für gut findet. Dann trifft aber die Verantwortung jene, die mit Absicht solche Zustände heraufbeschworen haben.

August Bebel  
im Reichstag, 11. Mai 1896.

Die wirtschaftliche Lage der Gesellschaftsklassen wie der Individuen ist der Grundtrieb aller ihrer anderen sittlichen, rechtlichen und politischen Neigungen, und deshalb wird jede Klasse und jedes Individuum den Trieb haben, entsprechend seinem wirtschaftlichen Vorteil zu handeln, da dieser die feste Grundlage des Lebens und die Voraussetzung jedes anderen Lebensinhalts ist. Deshalb wird auf dem Gebiete der Politik jede Klasse danach trachten, Gesetze, Einrichtungen, herrschende Traditionen und Anschauungen so zu gestalten, wie es ihrem unmittelbaren oder mittelbaren Interesse entspricht. Die so entstandenen öffentlichen Einrichtungen werden durch Vererbung und Tradition übertragen, und ihr ökonomischer Ursprung gerät dadurch in Vergessenheit. Juristen und Philosophen bemühen sich dann, sie als ewige Wahrheiten zu verteidigen, ohne an ihren realistischen Ursprung zu denken; aber das Klasseninteresse bleibt trotzdem die einzige positive Erklärung von Gesetzen, Zuständen und Anschauungen, wie Karl Marx mit genialem Scharfblick erkannt hat.

Enrico Ferri.  
Sozialismus und moderne Wissenschaft.

„Aber keine Ungefehllichkeiten, Purps.“

„N wo.“

„Gut, ich überlaß es Ihnen. Und dann,“

Herr von Schnabel holte einen dickgefüllten blauen Aktendeckel heran, „dann verteilen Sie diese Blätter. Und prägen es allen Leuten ein: nur dies sei das Richtige. Alles andere sei erstunken und erlogen. Wollen Sie 'ne Zigarre, Purps? Aber rauchen Sie draußen. Und tun Sie Ihre Schuldigkeit.“

Purps ging. Trug den blauen Aktendeckel nach Hause, legte ihn auf den Tisch und begab sich an seine Geschäfte, die bis zum anderen Morgen währten.

Um sechs Uhr fiel der Schlagbaum am Chauffeehaus und versperrte die Landstraße. Auf dem Fußsteig stand, in seinen Schafpelz gehüllt, Michel Purps wie eine Statue.

Um acht kam der erwartete Radfahrer mit der schwarzen Tasche.

„Soll!“ sagte Purps. „Wohin?“

„Meine Sache.“

„Was steckt in der Tasche da?“



**Rein gefallen.** Im ganzen Kreise herrschte ein eifriges politisches Leben. Versammlungen folgten auf Versammlungen; Reden wurden gehalten und Gegenreden von Stapel gelassen. Die Gemüter begannen sich allmählich zu erhitzen. Die Sozialdemokraten kämpften gegen den Aufsturm der Reaktionsäre, die eine wilde Agitation gegen sie entfesselten und täglich in Versammlungen gegen die bösen Moten vom Leder zogen. Freilich stets mit demselben Erfolge, daß ihnen ordentlich „heimgeleuchtet“ wurde. Trotzdem gaben die Selt- und Stadlarleute die Hoffnung auf den Sieg nicht auf. Es werden sich schon noch genug Dumme finden, die uns ihre Stimme geben, wenn wir nur tüchtig die Werbetrommel rühren. Dachten sie im Stillen und wühlten weiter. Der Tag der Entscheidung war herangekommen. Es war am Nachmittage vor dem ereignisreicheren Städtewahltag, als zwei übertrieben elegante, überblaute Herren im Wirtsgarten des größten Ortes im Kreise auf- und niederschritten. Sie waren von der reaktionären Wahlleitung abgefaßt worden, um hier die letzte Versammlung vor der Entscheidung abzuhalten.

„Der Ausgang der heutigen Versammlung entscheidet über die ganze Wahl,“ nahm aufgeregt der ältere der beiden monatelang bewaffneten Spaziergänger das Wort. „Unsere ganze Arbeit ist umsonst, wenn wir heute Nixtas machen. Dieses hier ist der größte Ort im Wahlkreise; er zählt achttausend Wähler. Wenn wir hier eifrig reinfallen, können uns auch die paar Pferdelaute von den Dominien nicht aus der Patsche ziehen.“ — „Na ja, na ja,“ entgegnete sein jüngerer Gefährte. „Sie haben ja ganz recht, lieber Wendheim, aber wir können doch eben auch weiter nichts machen, als unsere Reden runterzuhäpeln.“ „Wie Sie wieder reden, Schönberg,“ fiel ihm der andere leicht gekränkt ins Wort. „Munterhäpeln? Denken Sie denn, ich bin nicht mit Eifer bei der Sache?“ — „Und ob,“ meinte Schönberg, leise lächelnd. „Winkt doch beim glücklichen Ausgang der ganzen Geschichte ein brauner Lappen als Belohnung.“ — „Das ist das wenigste,“ erwiderte Wendheim etwas gereizt, „aber die ganze Reputation der Partei geht doch zum Teufel, wenn sie auch diesen Wahlkreis verliert.“

„Na Gott, wir haben unser Möglichstes getan. Wir müssen auch heute die Sache an uns herankommen lassen.“ — „Ach, was heißt herankommen lassen. Heut, da sich's um alles handelt, müssen wir eben ein bißchen mit Gewaltmaßregeln vorgehen.“ — „Ich schlage vor, wir lassen überhaupt keine Gegner zu Worte kommen. Wir tragen unsere Reden vor und machen dann Schluss — höchstens lassen wir noch einen von unserer Partei quasseln.“ — „Ja, aber die Sozia, die Sozia — werden die sich das gefallen lassen?“ — „Nah, die müssen sich eben fügen. Ich habe die Versammlung einberufen — ich leite sie und gebe keinem Gegner das Wort. Und machen sie Kadav — nun, da wird sie eben aufgelöst. Und wir haben immer noch mehr gewonnen, als wenn uns jo'n Gewisse mit seinen verrückten Fragen in irgend 'ne Zwischmühle bringt.“

Wendheim sah nach der Uhr. „Was? schon sieben? Da wird's Zeit. Gehen wir ins Haus. Vielleicht hat sich schon einer der Honoratioren eingefunden.“

Sie betraten das im abendlichen Zwielicht liegende bescheidene Gastzimmer. Geschäftig eilte der Wirt herbei, sich nach ihren Wünschen zu erkundigen. Ein einziger Gast saß an einem Eckische, ein ernstes, auf gekleideter Mann mit markanten Zügen.

„Ob wir uns dem vorstellen?“ flüsterte Wendheim seinem Begleiter zu. „Vielleicht ist's ein einflußreicher Mann aus der Umgegend. Er sieht wie 'n Gutsbesitzer aus.“ — „Um,“ meinte der andere, „is nichts ausgeschlossen. Höflichkeit schadet nichts.“

Die beiden traten an den Tisch des Einsamen. „Ach, gestatten — von Wendheim — Curt von Schönberg,“ stellten sie sich vor. „Ernst Graf Horst“, vernahmen sie als Antwort. Sie traten überrascht zusammen und wechselten schnell einen Blick des Unverständnis. Das war ja ein guter Jüng — sogar ein Graf war's. Das konnte von großem Vorteil für die abendliche Versammlung sein.

Und bald ließen die beiden Wahlmacher die Schenken ihrer Lebenswürdigkeit spielen. Der ernste Mann lauschte zuvorkommend ihren Worten und beantwortete ihre Fragen mit sachlicher Kürze: Ob er denn nicht auch an der Versammlung teilnehmen wolle? Gewiß, warum nicht? antwortete er. Und ob er nicht vielleicht auch ein paar Worte an die Versammelten richten wolle?

„Um — wenn Sie's durchaus wünschen.“  
„Ja freilich — es wäre uns sehr angenehm.“  
„Gut,“ meinte der Graf, dann muß ich mich Ihrem Willen schon fügen.“

Der Saal des „goldenen Löwen“ war bis auf den letzten Platz gefüllt. Eine riesige mit Leinwand

überzogene Kiste stellte die Rednertribüne dar, von der aus Wendheim und Schönberg ihre Reden herabschmetterten. Der schwache Beifall einiger Anhänger belohnte sie für ihre oratorische Leistung.

„Zum Schluss nimmt noch Graf Horst das Wort,“ veränderte Schönberg der versammelten Menge. „Dann schließen wir die Versammlung.“ Protestrufe wurden laut — ein Tumult drohte sich zu erheben — da schritt der einsame Mann aus dem Gastzimmer auf die improvisierte Tribüne.

Schon nach seinen ersten Worten sahen sich Wendheim und Schönberg erstaunt an. Nach einigen weiteren Sätzen waren sie fassungslos. „Der Mann — ist — ja — Sozialdemo — krat“, stotterte Schönberg entsetzt hervor. Wendheim klapperte mit den Zähnen. „Ein Graf — ein Graf — Sozialdemokrat?“ Er suchte nach der Wichtigtart, die ihm der Redner vorhin überreicht und die er achtlos beiseite gesteckt hatte. Entgeistert starrte er sie an und reichte sie mit zitternden Händen seinem Gefährten.

„Ernst Graf Horst“ stand dort. Die beiden Agitatoren sahen sich schreckensbleich an. Also kein Graf? Ein gewöhnlicher Ernst Graf Horst. — Und dazu ein Sozialdemokrat? — Und sie hatten ihn noch selbst aufgefordert, das Wort zu ergreifen! . . .

Schönberg gab das Spiel auf. Er verschwand durch eine Seitenthür von dem Orte seiner Wamagie. Wendheim, der Erfahrenere, suchte noch zu retten, was zu retten war. Umsonst — seine Worte vermochten nach den wirkungslosen Darlegungen Graf Horsts keinen Eindruck mehr zu machen.

Während gestikulierende Wendheim mit den Händen in der Luft herum. Donnernd stampfte er mit dem Fuße auf. Da gab der Deckel seiner Kiste nach — krachend brachen einige Bretter — und Wendheim saß im Innern der Kiste.

Eine herzliche Heiterkeit verbreitete sich im Saale, als man mit Mühe und Not den verunglückten Redner aus den Holzkrümmern herauszog. Wendheim folgte dem Beispiele seines Freundes — und verschwand. —

**Bayern und die Wahlen.** Eines der interessantesten „Wahlkänder“ ist das Königreich Bayern, das in den Reichstag 48 Abgeordnete zu entsenden hat. Die Bevölkerung ist aus einem bunten Gemisch der verschiedenartigsten Volksstämme zusammengesetzt, demgemäß ist auch der Volkscharakter in den einzelnen Landesteilen sehr verschieden, was auch bei den Wahlen zum Ausdruck kommt. Zu den alten bayerischen Provinzen, Ober- und Niederbayern, in der Oberpfalz und in Schwaben, sowie in den alten fränkischen Bistümern Würzburg, Bamberg und Eichstätt hat man es vorwiegend mit dem Zentrum zu tun, in dem Rest Frankens, der hauptsächlich aus den ehemals brandenburgischen Ländern besteht, mit konservativen und Bauernbündlern, in den Städten mit den verschiedenen Nuancen des Liberalismus. Die in Bayern dominierende Partei ist das Zentrum, das bei den letzten Wahlen von den 48 bayerischen Abgeordneten allein 30, also nahezu zwei Drittel, gestellt hat. Die Provinzen Schwaben und Oberpfalz haben nur Zentrumskleute entsendet.

Daß eine vorwärtstrebende Partei, wie die sozialdemokratische, schon von jeher alle Anstrengungen gemacht hat, in diese Zentrumsdomanen vorzudringen, ist selbstverständlich, wobei sie aber stets auf ungeheure Schwierigkeiten stieß. Die große Masse der Bevölkerung ist der politischen Aufklärung noch im höchsten Grade unzugänglich. Das liegt daran, daß das Zentrum auf jedem Dorfe einen trefflichen Agitator über hat, den Geistlichen, der im Orte die höchste Autorität genießt und auf blinden Gehorsam rechnen kann. Er kommandiert die Wählermassen, bei denen von einer selbständigen politischen Ueberzeugung gar nicht die Rede sein kann; sie sind Zentrumswähler, weil es der Wille des „geistlichen Herrn“ ist. Dieser sorgt dafür, daß Regungen selbständigen Denkens nicht aufkommen können. Das im religiösen Pann gehaltene Volk wird schon von Jugend auf für das Zentrum erzogen. Ist der junge Parische der Schule erwachsen, so wird er dem „Jünglingsverein“ zugeführt, den der Geistliche dirigiert. Die geistliche Bevormundung setzt sich dann durch das ganze Leben fort; hat sich der junge Mann einen eigenen Herd gegründet, so wird er auch fernerhin nicht aus den Augen gelassen, in allen wichtigen Familienangelegenheiten hat der Pfarrer das entscheidende Wort.

Mit Augensaugen wacht der Geistliche darüber, daß das Gift freierer Anschauungen seinem kleinen Königreiche ferngehalten, daß jeder Versuch, dem Volke seine unerhörte geistige Knechtschaft zum Bewußtsein zu bringen, im Keime erstickt wird. Versammlungen nichtultramontaner Parteien sucht er zu hintertreiben oder, wenn ihm das nicht gelingt, mit Hilfe einer ihm blindlings folgenden Leibgarde zu

stören. Im Wahlkampfe entfaltet er eine fieberhafte Tätigkeit. Von der Kanzel, im Beichtstuhl, bei den üblichen häuslichen Besuchen werden die Wähler im Zentrumsinne bearbeitet, wobei immer die Religion mit der Politik in Beziehung gebracht wird. „Die Religion ist in Gefahr!“ lautet das Losungswort, wenn die Sendboten anderer Parteien im Dorfe auf lauben. Erscheint ein fremder Flugblattverteiler, so ist ihm der Geistliche auf den Fersen, um die vertheilten Flugblätter wieder einzusammeln, ehe das „Gift“ anfangen kann, seine Wirkung zu äußern.

Und erst am Wahltag! Da feiert die geistliche Wahlknechtschaft ihre höchsten Triumphe. Der Kurator, Erpöfist, Korporator oder wie die Geistlichen sich sonst nennen mögen, beherrscht das Wahllokal, er verteilt Stimmzettel, läßt die fämmigen Wähler herbeischleppen und überwacht die Abstimmung. Es ist nicht leicht möglich, einen anderen als einen Zentrumsstimmzettel abzugeben. Bei der Wahl 1903 wurden in einer ganzen Anzahl von Orten der Oberpfalz die ungeheuerlichsten Wahlunterschiede, die Geistliche verübten, festgestellt. Pfarrer und Klosterbrüder standen vor den Wahllokalen und kontrollierten die Wähler. Wer so zu einem Zeit hatte, mußte ihn herzeigen, war es ein fremder, so wurde er abgenommen und dafür einer mit dem Namen des Zentrumskandidaten hergegeben. In einem Orte gebot der Pfarrer den Wählern, die mit Liberalen oder sozialdemokratischen Stimmzetteln erschienen, diese gleich auf „den Abtritt hinter“ zu tragen. Kamen die Wähler aus dem Lokale, so wurden sie streng examiniert, ob sie ein „gutes Gewissen“ hätten. Unter solchen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß es ungeheuer schwer fällt, in den von der Zentrumsgewalt beherrschten Wählern Eingang zu finden, aber die Verhältnisse bessern sich doch, wenn auch nur äußerst langsam. Die Industrie hält nach und nach ihren Einzug auch in die früher rein agrarischen Gegenden und mit ihr auch die Lehre von der Befreiung aus geistiger und leiblicher Knechtschaft. Der Ueberfluß an Arbeitskräften strömt in die Industriestädte, wo sie vor dem sozialdemokratischen „Gift“ nicht mehr geschützt sind. Da sie stets in engen Beziehungen zu ihrer Heimat bleiben, tragen sie auch bald die neue Lehre dahin. Wenn sie einmal dazu gekommen sind, das geistliche Joch, das ihnen die Pfaffenherrschaft auferlegt hat, abzuschütteln, so werden sie die überzeugtesten Sozialdemokraten. —

**Wirtschaftlicher Boykott im 13. Jahrhundert.** Der Reichtum an Geld und Gut, über welchen die mittelalterlichen Städte schon frühzeitig verfügten, gewährte ihnen bei dem stets geld- und warenhungrigen Mittelalter ein ungleich größeres Gewicht an Macht und Einfluß, als dies je die Waffenmacht der Städte tun konnte. Und das Städtebürgertum war sich dieser Macht, die ihnen ihr Kapitalbeim gegen Adel und Mittelalter gewährte, gar wohl bewußt. In den Bündnissen, welche die Städte untereinander abschlossen, spielte daher auch die Sperre auf dem Gebiete des Handels und Wandels gegen das raufstüchtige und räuberische Mittelalter eine nicht unwichtige Rolle. Im Jahre 1253 schlossen die weitläufigen Städte Dortmund, Soest, Münster und Lippstadt an der Brücke von Werne ihr erstes Bündnis ab. Um dem Mittelalter, falls es den vertrauensschließenden Städten Schwierigkeiten machen sollte, gemeinsam den Vortorb höher zu hängen, heißt es in diesem Bunde: „Jedem, der einen Bürger der vier Städte beraubt, wird in allen Städten der Bunde und sonstige Unterstützung entzogen. Und zwar ist, daß der Landesherr für das Verhalten seiner Burgen und Lehnsleute verantwortlich gemacht wird. Ist irgend ein Käufer in einer der vier Städte verhaftet, so wird dem Verfolger desselben in jeder der anderen Städte derselbe Rechtsstand zuteil, als der eingeborenen Bürgern, bei Lebensgefahr sichern der Städte den Bürgern der Bundesstädte sicheres Gelingen. Einem wortbrüchigen Ritter wird in allen Städten der Kredit entzogen, bis er seinen Verpflichtungen nachgekommen ist. Wer Gut, das einem Bürger der vier Städte gestohlen ist, aufkauft und auswärts vertritt, wird einem Dieb gleich geachtet. Welcher Bürger gegen diese Bestimmung verstößt, hat 10 Mark Silber und ein Fuder Wein seiner Stadt zu büßen und wird chelos gesetzt. Im Streit wird er durch das Zeugnis zweier unbescholtener Männer überführt; reinigen von dem Verdachte kann er sich durch seine rechte Hand. Wird eine Bundesstadt der Uebertretung dieser Bestimmungen angeklagt, so kann sie sich durch das Zeugnis von sechs Ratsherren und sechs Bürgern reinigen.“ — a. e.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**